

LS

HA 752











# Christensclaverei

und

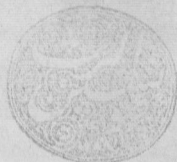
## Renegatenthum

unter den Völkern des Islam.

Von

Dr. Moriz Friedrich Smelin,

Affessor am Großherzoglich Badischen General-Landesarchiv.



---

Berlin, 1873.

E. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung,  
Carl Habel.



Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Will man sich von der Lage der gefangenen Christen unter den Türken ein richtiges Urtheil bilden, so muß man sich von vorneherein daran gewöhnen, die einzelnen Länder und die verschiedenen Zeiten auseinander zu halten, und man darf namentlich nicht vergessen, daß die beiden Geschlechter eine sehr verschiedenartige Behandlung erfuhren. Auch das Lebensalter der Gefangenen, ihr Stand, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, fielen dabei wesentlich in die Waagschale. Nichts ist wohl verkehrter und führt mehr in die Irre, als wenn man sich durch den Zufall, der Einem das eine oder andere Reisetagebuch über den Orient, in die Hand spielt, in seinem Urtheil über diese, wie über so manche verwandte Frage, aus dem Gebiete der Sitten und Gebräuche der Türken, bestimmen läßt. Eine kritische Geschichte der Sklaverei unter den Moslemim gibt es nicht. Sie zu schreiben und die gelegentlichen Bemerkungen der Orientreisenden, mit ihren in der Regel höchst einseitigen Schilderungen, auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen, wäre eine Arbeit, zu der nicht nur Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur, sondern auch eigene Anschauung von den noch heute bestehenden Ueberresten von Sklaverei in den muhamedanischen Ländern nothwendig wäre.

Die Darstellungen, wie sie in den Reiseberichten meist zu lesen sind, sind so oft unter dem Eindruck einer gelegentlichen Fahrt zum Bagno in Constantinopel, oder eines flüchtigen Aufenthalts auf einer Galeere, eines angeblichen Besuchs im Serail eines türkischen Großen, oder wohl gar auf Grund der Versicherungen unzuverlässiger Gewährsmänner, niedergeschrieben. Kein Wunder, daß das Urtheil der Reisenden so weit auseinander geht. Die Einen malen das Elend der Slaven mit den schwärzesten Farben, die Andern wissen nicht genug von der Leutseligkeit der Türken bei ihrer Behandlung zu rühmen. Allen Ernstes werden sogar Zweifel daran ausgesprochen, ob die Gefangenen bei freier Wahl zwischen Freiheit und Slaverei sich für die Freiheit entscheiden würden.

Die pessimistische Anschauung bekennen alle jene Schriften, welche Mitglieder zweier Orden zu Verfassern haben, die im Anfang der Kreuzzüge eigens zu dem Zwecke gestiftet wurden, um gefangene Christen aus türkischer Slaverei loszukaufen. Nach den Schilderungen dieser Mönche hätte man sich die Lage der Gefangenen durchweg als grenzenlos elend denken müssen. Natürlich — denn ganz abgesehen von vielen Fällen wirklicher Grausamkeit und Härte, wovon sie auf ihren Redemptionsreisen Augenzeugen sein mußten: — für den frommen Katholiken und für den eifrigen Mönch blieb auch ein äußerlich glückliches Dasein, dessen manche Gefangene sich erfreuten, doch nur ein bejammernswerthes Elend; um der Gefahr willen, der Tausende unterlagen und Alle ausgesetzt waren, vom wahren Glauben abzuweichen und durch Annahme des Islam der ewigen Verdammniß zu verfallen. Eine Anschauungsweise, die sich immerhin besser begreifen läßt, als das voreilige Urtheil solcher Reisenden, die, bestochen durch den keineswegs sehr seltenen Anblick eines gewissen behaglichen, sorgenlosen



Daseins, mäßiger Arbeit und reichlicher Verpflegung, wohlgenährter Gestalten und glänzender Livreen, die Lage der türkischen Slaven im Allgemeinen ganz glücklich finden. Es darf dann nur noch eine erkünstelte Unparteilichkeit und die unzeitige Sucht, Vergleiche mit den heimischen Zuständen anzustellen, die Worte dicitiren, um in vornehm blasirtem Tone, mit ein paar leichtfertig hingeworfenen Sätzen, die Erfahrungen von Sahrhunderten Lügen zu strafen und mit einem einzigen Federstrich die Leiden unzähliger Unglücklichen und Ströme vergossenen Blutes auszuutilgen. „Sie werden gewiß erwarten“, schreibt Lady Montague, „daß ich Ihnen etwas Besonderes von den Slaven sage, und Sie werden mich für eine halbe Türkin halten, wenn ich nicht mit eben dem Abscheu davon rede, wie andere Christen vor mir. Allein ich kann der Leutseligkeit der Türken gegen diese Geschöpfe meinen Beifall nicht versagen; man geht nie (!) hart mit ihnen um, und ihre Slaverie ist meiner Meinung nach nicht schlimmer, als Dienstbarkeit in der ganzen Welt. Sie erhalten freilich keinen Lohn, allein man gibt ihnen jährlich Kleider von größerem Werth, als die Besoldungen unserer gemeinen Bedienten betragen. Doch Sie werden mir einwenden, daß die Männer Frauenzimmer in böser Absicht kaufen. Nach meiner Meinung werden sie ebenso öffentlich und ebenso schändlich in allen unseren großen christlichen Städten verkauft.“ Lady Montague's geistreiche Plaudereien, zu denen sie den Stoff während eines zweijährigen Aufenthaltes in Constantinopel im Anfang des vorigen Sahrhunderts (1716—1718) sammelte, stammen aus einer Zeit, in der eine härtere Behandlung der Gefangenen keineswegs schon zu den Seltenheiten gehörte, und es wäre für die Gemahlin des englischen Gesandten ein Leichtes gewesen, durch Beispiele aus der eignen Zeit sich zu vergewissern, daß die früheren Berichterstatter, die auch von den

(841)

Schattenseiten der türkischen Sklaverei zu erzählen wußten, auf größere Zuverlässigkeit Anspruch machen durften, als sie ihnen zugestehen will und als sie selbst verdient.

Man thut jedenfalls besser daran, auf solche Allgemeinschilderungen keinen zu großen Werth zu legen, selbst wenn der Autor sonst den Ruf der Glaubwürdigkeit genießen sollte. Erscheinungen, wie die Sklaverei, lassen sich nicht mit einer gelegentlichen Bemerkung, in ein paar Linien oder auf wenigen Seiten, kennzeichnen. Einzelne Thatsachen, concrete Beispiele sprechen deutlicher und richtiger. Diese finden wir, außer in den schon erwähnten Schriften der Ordensgeistlichen über ihre Erlebnisse auf ihren Fahrten und Wanderungen im Dienste der Gefangenen, in einer Reihe von Selbstbiographien von Christensclaven, in den amtlichen Berichten der Gesandten christlicher Mächte bei der ottomanischen Pforte, oder in Aufzeichnungen ihrer Begleiter. Alle diese Quellen, mit Ausnahme der amtlichen Gesandtschaftsberichte, sind jedoch nur mit größter Vorsicht zu benutzen. Ihr gemeinsamer Fehler ist eine leicht erkennbare Uebertreibungssucht, die der Verlockung nicht zu widerstehen vermag, die erlebten Abenteuer und die überstandenen Leiden möglichst pikant zu erzählen. Hin und wieder finden sich aber auch Schriften, die von Anfang bis zu Ende den Eindruck wahrheitsgetreuer Berichterstattung machen und die schon durch die einfache, schlichte Darstellung anziehen. Dies Lob gebührt z. B. der, wie es scheint, wenig gekannten Schrift eines Pfälzer Archivregistrator's, des Michael Heberer aus Bretten, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Gefangenschaft gerieth und drei Jahre darin zubringen mußte.

Es ist bekannt, daß die Moslemim ihren Bedarf an Sklaven bis weit in das vorige Jahrhundert herein zum größten Theile, bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts fast ganz, durch die Aus-

heute an Kriegsgefangenen zu decken wußten. Für die Berberstaaten gilt sogar ein längerer Termin. Noch im Jahre 1817 schrieb der Schwarzburg-Rudolstädtische Hofrath Friedrich Hermann ein dickes Buch „Ueber die Seeräuber im Mittelmeer und ihre Vertilgung“, und legte dasselbe in Form einer Denkschrift dem Wiener Congreß vor. Darnach hätten in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in Marocco und den Berberstaaten immer noch mehrere Tausend Christensclaven sein müssen. Die christlichen Nationen haben in früheren Jahrhunderten jedenfalls den weitaus größten Bruchtheil an Slaven gestellt. Die Kreuzzüge und die Türkenkriege, die Kämpfe zwischen Christen und Mauren in Spanien, und vor Allem die bis in unser Jahrhundert mit der größten Kühnheit und Frechheit betriebene Seeräuberei auf dem Mittelmeer, füllten die Slavenmärkte immer auf's neue und versorgten den Staat für öffentliche Unternehmungen und für den Galeerendienst, wie die Privatleute mit den nöthigen Arbeitskräften.

Die Zahl der jeweils in der Türkei und in den Berberstaaten gefangenen Christen läßt sich natürlich auch nicht einmal annähernd schätzen. Statistische Angaben fehlen entweder ganz, oder sie sind wenigstens unsicher. Klein darf man sich diese Zahl aber keineswegs vorstellen. Wenigstens schleppte Suleiman I. auf seinem 5. Feldzuge im Jahre 1532, aus Ungarn, Steyermark und Slavonien, 30,000 Gefangene mit sich. Die Zahl der im Jahre 1663 aus Mähren, Schlesien und Ungarn zusammengeraubten Gefangenen betrug 40,000. Im Jahre 1695 führten die Tartaren, d. h. die Völkerschaften, welche die Länder vom Pruth bis zum Don, etwa vom 46. bis zum 60. Grad östlicher Länge und zwischen dem 48. und 45. Grad nördlicher Breite bewohnten, auf einem Einfall in Polen 30,000 Gefangene fort. Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts bewegte sich die durchschnittliche Zahl von Christen-

slaven im Algerischen Staate zwischen 10—20,000. Vierzig bis 50 mit ebenso viel Kanonen ausgerüstete Schiffe, jedes mit 300 bis 400 Räubern bemannt, sorgten dort für fortwährenden Nachschub. Unter dem gefürchteten Chaireddin Barbarossa befanden sich allein in der Stadt Algier 7000 Christensclaven, und Kaiser Karls V. Zug nach Tunis (1535) brachte 20,000 Sclaven die Freiheit. Uebertrieben ist wohl die Angabe des Cornelius v. Driesch, der im Jahre 1719 den kaiserlichen Botschafter Grafen v. Birmondt, als Secretär nach Constantinopel begleitete, und später eine Geschichte dieser Mission schrieb, daß die Tartaren in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus Oesterreich, Ungarn, Schlesien und Mähren 150,000 Gefangene gemacht haben.

Wenn ich diesen Mittheilungen über die Zahl der gefangenen Christensclaven noch einige Angaben über den Sclavenstand bei einzelnen türkischen Großen hinzufügen darf, so erzählt der Tübinger Professor Gerlach, der ein ausführliches Tagebuch über einen fünfjährigen Aufenthalt in Constantinopel, als Gesandtschaftsprediger im Gefolge des kaiserl. Botschafters Ungnad, in den Jahren 1573—78, hinterließ, daß z. B. Mehemet Pascha einen Haushalt von 1500 Personen, darunter allein 900 Christen, führe. Die größte Anzahl von Sclaven sollte nach Gerlach der Admiral Uludschali besitzen, zwischen 7—8000, die er überallher zusammenge- raubt habe. Der Sultan selbst habe höchstens 4000.

Zur richtigen Würdigung sozialer Erscheinungen, wie der Sklaverei, und des Ganges, den ihre Entwicklung genommen hat, ist es nothwendig, auf die religiösen Grundideen zurückzu- gehen, unter deren Einfluß sie sich entwickelt haben. Das Christen- thum wie der Islam fanden beide die Sklaverei als bestehende Sitte vor. Und doch haben beide eine ganz verschiedene Stellung zu ihr genommen. Zwar auch das Christenthum hat keineswegs



durch eine bestimmte religiöse Vorschrift auf die Aufhebung der Sklaverei hingewirkt. Auf den Mangel eines buchstäblichen Verbotes und auf den Schein ausdrücklicher Sanktionirung hat man sich vielmehr oft genug berufen, um die Berechtigung der Sklaverei und des Sklavenhandels auch vom christlichen Standpunkte aus zu vertheidigen. Aber man muß trotz alledem sagen: Die Ausrottung der Sklaverei in jeder Form ist eine Forderung des Geistes des Christenthums, gegen die pfäffische Heuchelei und niedrige Habgier in leichtfertigen Bunde, vergebens Jahrhunderte lang in immer neuen Wandlungen in die Schranken getreten sind. In dem christlichen Grundsatz der Gleichheit Aller vor Gott lag an und für sich schon der Todeskeim für die Sklaverei; ihre Ausrottung war eine logische Folgerung dieses Grundsatzes und sie konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, wenn diese Zeit auch in das dritte Jahrtausend sich erstrecken zu wollen scheint.

Anders der Islam. Der Islam hat niemals das Geringste gethan, was eine allmähliche Aufhebung oder Verminderung der Sklaverei anbahnen konnte. Im Gegentheil. Für den Islam ist die Erhaltung und die Ausbildung der Institution der Sklaverei eine Forderung der Selbsterhaltung. Zum Wesen der durch den Islam geschaffenen Gesellschafts- und Staatsformen gehört sie mit absoluter Nothwendigkeit. Ohne sie würde eines der wichtigsten Glieder im ganzen Organismus fehlen.

Die eigenthümliche Entwicklung, welche die Sklaverei unter den Völkern des Islam durchgemacht hat, ist wesentlich bedingt durch den vom Islam proclamirten Religionskrieg. Zwar „an und für sich ist der Koran nicht unduldsam. Er spricht den Grundsatz der Gewissensfreiheit mit mustergiltiger Bündigkeit aus: es gibt keinen Zwang in der Religion.“ Und doch kennt die Geschichte keine Religion, welche im Großen und Ganzen mit so un-

erbittlicher Härte die Folgerungen des gegentheiligen Grundsatzes zur Geltung gebracht hätte. Es zeigt sich eben auch beim Islam ganz derselbe Zwiespalt von Prinzipien, wie beim Christenthum. Es scheint nun einmal zum Wesen und Begriff der Religion zu gehören, daß sie nicht nur die Liebe, sondern zugleich die Unduldsamkeit ist. Das Christenthum erklärt zwar das Gebot der Nächstenliebe gerade so gut für das vornehmste Gebot wie das der Gottesliebe, es ist sich aber doch zu gleicher Zeit bewußt, daß seine Mission keineswegs die sei, mit einem Male den Weltfrieden zu bringen, sondern daß sie das Schwert bedeute. Mögen die sittlichen Grundideen in einer Religion in einer noch so reinen Form zum Ausdruck gelangen, das Dogmatische oder richtiger das eigentlich Religiöse an der Religion erstickt, dem Dämon in der Parabel gleich, den guten Samen im Keime durch das Unkraut, das dazwischen gesäet wird. Je zuversichtlicher das Bewußtsein ist, die allein wahre und allein vom wahren Gott geoffenbarte Religion zu sein, um so gewaltiger muß sich auch der Drang geltend machen, dieser Religion die gebührende allgemeine Anerkennung zu verschaffen und alle Menschen ihrer Segnungen theilhaftig werden zu lassen. Wie wenig aber das Christenthum es verstanden hat, die Gefahren zu vermeiden, welche in diesem, zum Wesen der Religion gehörenden Drang, sich mitzutheilen und sich auszubreiten, zur Weltreligion zu werden, liegen müssen, das lehrt die Geschichte der christlichen Kirchen und Confectionen. Der Unterschied zwischen dem Christenthum und dem Islam besteht vielleicht nur darin, daß der Islam gegen die Feinde des Koran, gegen die eigentlichen Ungläubigen, mit wilderer und unerbittlicherer Grausamkeit wüthete; gegen die Sekten in seiner eigenen Mitte aber konnte er sicher keine größere Härte üben, als die christlichen Religionsparteien es untereinander gethan haben. Den Islam in

seinem wilden Ungefühle schreckte kein Erbarmen zurück, wenn die Ehre des Propheten oder das Frommen des Staates einmal das Abschächten von Tausenden ungläubiger Christen zu erheischen schien. Aber ungleich erfinderischer und härtherziger verfuhr das Christenthum, wo es galt, an dem einzelnen Individuum und an kleinen Häuflein Standhafter die Verfolgungssucht zu üben. Der Islam ist sogar im Privatverkehr entschieden freisinniger als das Christenthum. Im Umgang mit dem einzelnen Christen und Juden konnten auch jene Lehren milder Duldsamkeit zur Uebung kommen, wie sie der Koran neben dem Kriege gegen die Ungläubigen predigt. Daraus erklärt es sich auch, wenn z. B. den Christensclaven freie Religionsübung in einem Umfang gestattet war, wie sie der Katholik dem Protestanten und umgekehrt lange genug vorenthalten hat.

In den großen Kriegen zwischen Halbmond und Kreuz aber trat freilich, unter der Allgewalt der zum Kampfe drängenden Glaubensbegeisterung, das Prinzip der Gewissensfreiheit und der Duldsamkeit völlig in den Hintergrund. Die Ausbreitung des Islam um jeden Preis galt es. Ein Ziel, das man nicht wie das Christenthum, vor Allem durch die Predigt zu erreichen suchte. Statt des Korans griff man zum Schwert. Statt zu predigen zog man zur Schlacht. Pries doch der Koran selbst den Krieg gegen die Ungläubigen als höchste Pflicht und als höchstes Verdienst, so sehr, daß man fast kaum begreifen kann, wie neben diesen, den glühendsten Fanatismus weckenden Sprüchen des Koran und der Ueberlieferung noch so trockene Sätze Platz finden können, wie der von der Gewissensfreiheit. Der Krieg für die Sache Gottes ist eines der Thore des Paradieses. Es ist von Gott befohlen, so lange mit den Menschen Krieg zu führen, bis sie sprechen: es giebt keinen Gott als Allah. Das Mönchsleben

meines Volkes, sagt Muhamed, ist der Kampf mit den Ungläubigen.

Die Begierde nach Beute gehörte zu den stärksten Trieben in der gewaltigen Bewegung, die ein Jahrtausend lang der Schrecken der Christenheit war, auf allen Kriegszügen und Raubeinfällen der muhamedanischen Völker.

„Es war ein Geschäft zum Betriebe des Raubes und der Plünderung im Großen wider alle Andersgläubigen, gegen Vertheilung des Gesellschaftsgewinnes, wozu man noch nebenbei die sichere Aussicht auf Einlaß in das Paradies und die ewige Seligkeit in den Kauf erhielt.“

Das moslimische Kriegrecht, wie es sich aus den Vorschriften des Koran und der Ueberlieferung herausgebildet hat, setzt der Willkür und Zügellosigkeit im Rauben und in der Vertheilung und Behandlung der Beute gewisse Schranken, die freilich nicht mit strenger Gewissenhaftigkeit beobachtet worden sind. Für unerlaubt galt die Tödtung von Frauen, selbst wenn sie die Männer in der Kriegführung unterstützten, die Tödtung von Kindern, von Wahnsinnigen, von Friedensvermittlern; unerlaubt sollte auch Treubruch sein, sowie die Verstümmelung der Ungläubigen durch Abschneiden von Ohren und Nasen.

Zu der Beute im weiteren Sinn gehörten die Gefangenen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Unterschiede im Einzelnen einzugehen, welche man zwischen den verschiedenen Arten von Gefangenen, den Frauen, Kindern und den eigentlichen kriegsgefangenen Soldaten machte. Ueber die Grundsätze für die Behandlung der Kriegsgefangenen herrschte keine völlige Einigkeit unter den Rechtsgelehrten. Die strengere Ansicht läßt dem Feldherrn oder Staatsoberhaupt nur die Wahl, ob er sie tödten lassen oder in die Sklaverei schicken will. Sie unentgeltlich freizugeben, steht nicht

(848)



in seiner Befugniß, ebensowenig als einen Lösepreis für ihre Freilassung anzunehmen. Allmählich ließ man von der ursprünglichen Strenge ab, gegen die ohnedies nicht nur einzelne Stellen des Koran, sondern namentlich die ungleiche Handlungsweise des Propheten selbst in einzelnen Fällen sprachen. Die ungeheuren Massen von Gefangenen, welche man in den ewigwährenden Kriegen machte, mußten nothwendig laie Grundsätze zur Geltung kommen lassen, und man blieb bald nicht dabei stehen, daß man sich zur gegenseitigen Auswechslung der Gefangenen verstand, sondern die Annahme von Lösegeld wurde mehr und mehr zur Regel. Die Seeräuber Nordafrika's trieben mit der Loskaufung der Gefangenen förmlich Handel und sahen darin ihren gewinnreichsten Erwerbszweig. Mit der Zeit erscheint die Loskaufung auch in den Friedenstractaten von Seiten der christlichen Mächte, unter den Hauptartikeln. Und es kam nicht selten so weit, daß sich ein wirklicher Mangel von Slaven fühlbar machen wollte, so daß die Türken alle denkbaren Ausflüchte suchten, um so viel wie möglich Slaven, die einen großen Theil ihres Reichthums ausmachten und die sie zur Bestellung ihrer Wirthschaft nothwendig hatten, zurückzubehalten. Man versteckte nicht nur die Gefangenen vor den Späheraugen des Gesandtschaftspersonals und der Geistlichen, welche Slavenmärkte, Gefängnisse und Galeeren auf's sorgsamste nach ihren gefangenen Landsleuten durchsuchten. Es kam mitunter auch vor, daß sich Türken und Christen vor dem Kadi über die Nationalität der Gefangenen herumzankten und seine Entscheidung über die Frage einholen mußten, ob der eine und andere Slave in den Friedenstractat eingeschlossen sei oder nicht. Die türkische Justiz stand bekanntlich nicht im Geruch der Unparteilichkeit, aber um so mehr in dem der Unfehlbarkeit, und bei ihren Entscheiden mußte es sein Verbleiben haben, mochten sie auch mit

der Gerechtigkeit und mit den wirklichen Verhältnissen im bedenklichsten Gegensatz stehen. So konnte es wohl geschehen, daß jener Kadi, der darüber zu entscheiden hatte, ob ein Pfälzer in einen gewissen Friedenstractat eingeschlossen sei, den Ausspruch that, auf ihn finde der Friedensartikel keine Anwendung, süntemalen er kein Deutscher, sondern ein Schwabe sei.

Welches Loos stand denn nun den Christen bevor, wenn sie in türkische Kriegsgefangenschaft geriethen? Zunächst hing es von der Laune des Siegers ab, ob ihnen überhaupt das Leben geschenkt wurde. Gesah dies, so wartete ihrer in den weitaus meisten Fällen Verkauf in die Claverei. Looskauf in größeren Schaaren kam in den ersten Jahrhunderten wenigstens höchst selten vor, großmüthige Besenkung mit der Freiheit kaum je einmal. Dagegen berichtet die Geschichte von manchen Beispielen, in denen das Gebot des Gefangenenmordes in furchtbarer Buchstäblichkeit geübt wurde. Noch am Ende des 14. Jahrhunderts (1396) ließ Bajesid, nach der Schlacht von Nikopolis, 10,000 Gefangene an einem Tage hinschlachten. Und Suleiman I. gab am 7. Tage nach der Schlacht bei Mohacs (1526) den Befehl zur Niedermeglung aller im Lager befindlichen Gefangenen, die Weiber ausgenommen, 4000 an der Zahl; in alttürkischer Rohheit dem Rathe folgend, den ein alter Moslem ihm auf die Frage: was nun zu thun sei? gab: mein Kaiser, seht euch vor, daß die Sau keine Ferkel züchte.

Man würde jedoch Unrecht thun, wollte man für diesen Fanatismus der Rohheit einzig und allein die religiöse Erziehung der Moslemim verantwortlich machen. Der ganze Volkscharakter war an und für sich dazu angelegt. Unstreitig aber hat Religion und Theologie ihr gut Theil dazu beigetragen, um diese Anlagen auszubilden und eine Denk- und Handlungsweise großzuziehen, de-

ren Verwerflichkeit übrigens edleren Türken ganz wohl zum Bewußtsein kam. So dachte jener Türke in Wien, der als Mitglied einer Gesandtschaft Suleiman's II. an Ferdinand I. in rauher Kriegerweise seinem Unmuth darüber Ausdruck verlieh, daß so treffliche Völker dazu bestimmt sein sollten, um des Glaubens willen einander gegenseitig hinzumorden und zu vernichten, und der gründliche Abhilfe nur darin erblicken wollte, wenn Christen und Türken ihre Pfaffen und Mönche, die an allem Hader schuldig seien, zu Tod schlugen. Auf beiden Seiten haben allerdings die Träger der religiösen und kirchlichen Gewalt gewetteifert, den fanatischen Haß zwischen Kreuz und Halbmond zu pflegen und zu hegen, und es schien, als hätte es jede der beiden Parteien für Verletzung der heiligsten Pflicht gehalten, hätte sie durch Anerkennung oder gar durch Verbreitung menschlicher Grundsätze und Anschauungen unter dem Volke, sich das Verdienst erwerben wollen, den Frieden zwischen den Völkern des Christenthums und des Islam anzubahnen. Sie haben dies Verdienst lieber anderen, religionslosen Mächten überlassen, der Politik, dem Handel und dem Verkehr.

Die Claverei unter den Moslemim ist wohl zu unterscheiden von dem Zustand der Vasallenschaft oder der Tributpflichtigkeit, welche ganzen Völkerschaften auferlegt wurde, die den Islam anzunehmen sich weigerten. Die eigentliche Claverei, von der wir hier ausschließlich reden, hat im Laufe der Zeiten Vieles von ihrer ursprünglichen größeren Härte verloren. Ich muß auf den Versuch verzichten, an besonders charakteristischen Proben diesen allmählichen Fortschritt zum Besseren nachzuweisen. Auch muß ich es mir versagen, näher auf die Unterschiede zwischen milderer oder härterer Behandlung einzugehen, so weit diese durch die Zufälle bedingt waren, die den Gefangenen in dies oder jenes Land,

(851)

in ein Staatsgefängniß, auf die Galeere, in den Palast des Sultans oder in den Besitz eines Privatmannes führten. Für heute kommt es nur darauf an, Rechenschaft von den religiösen Einflüssen zu geben, die für die Behandlung der Christensclaven in Betracht kamen. Und ich muß mich auf die kurze Bemerkung beschränken, daß im Allgemeinen die Behandlung der Sclaven in der Türkei für menschenfreundlicher galt, als in den Staaten Nordafrika's und unter den Tartaren; daß das härteste Loos das der Galeerensclaven war; daß das arbeitsunfähige Alter theilweise mit barbarischer Rohheit behandelt wurde, während die arbeitskräftige, hohe Summen repräsentirende Jugend schon aus Eigennuß bessere Verpflegung erhielt, allerdings aber auch, und es gilt dies bekanntlich von der männlichen wie von der weiblichen Jugend, bei dem Hang der Türken zu ausschweifender Sinnlichkeit, steter Gefahr ausgesetzt war. Die Behandlung in den Staatsgefängnissen, besonders in Zeiten der Ueberfüllung, war eine schlimmere, als die derjenigen Gefangenen, welche sich im Privatbesitz befanden. Am schlimmsten waren diejenigen daran, deren Geldwerth nicht durch die Fertigkeit in irgend einer Kunst oder einem Gewerbe oder wenigstens durch Gesundheit und Arbeitskraft erhöht war. Adelige, Priester und Mönche seufzten am schwersten unter dem Glend der Slaverei. Männer dagegen, die in irgend einem Beruf oder Handwerk besondere Geschicklichkeit an den Tag legten, erfuhren die aufmerksamste Behandlung. Am geschätztesten waren die christlichen Aerzte. Freilich war dieser Vorzug zugleich von dem beklagenswerthesten Nachtheil begleitet. Je brauchbarer ein Sclave war, desto geringer war für ihn die Hoffnung, jemals losgekauft werden zu können. Die nachdrücklichsten Verwendungen von Seiten der Gesandten oder Consuln konnten in solchem Falle vergeblich sein. Gegen diese Gefahr,

(852)



die von der eigenen Geschicklichkeit drohte, war der Slave nur geschützt, wenn es ihm mit Erfolg gelang, dieselbe zu verheimlichen. — Noch verdient die Klage Erwähnung, der man in vielen Schriften begegnet, daß die Renegaten und vor Allem die Renegatinnen viel schonungsloser gegen die christlichen Slaven zu verfahren pflegten, als die gebornen Moslemim.

Nach der gewöhnlichen Anschauung wüßte man sich das Verhältniß zwischen den türkischen Herren und ihren christlichen Slaven so vorstellen, daß der Türke seinem Slaven vom ersten Tage an ohne Unterlaß mit Drängen und Zureden zum Abfall in den Ohren gelegen habe, daß von der Antwort des Christen schlimme oder freundliche Behandlung abhängig gewesen und daß der standhafte Christ auf alle mögliche Weise gequält worden sei. Dem war sicher nicht so. Wenigstens auf die Christen, die im Privatbesitz einzelner Türken sich befanden, und dies war denn doch weitaus die Mehrzahl, findet diese Vorstellung gewiß in der Regel keine Anwendung. Der Türke kaufte seine Slaven nicht um theures Geld, um sie am andern Tage freigeben zu müssen. Schon der Eigennuß ihrer türkischen Herren schützte die Christenslaven vor allzugroßer Zudringlichkeit mit Befehrungsversuchen. Man muß wohl auch in dieser Beziehung einen ähnlichen Unterschied machen, wie wir ihn schon einmal beobachtet haben. Es liegt viel mehr im Geist des Islam, Massenbefehrungen zu erzielen als einzelne Proselyten zu gewinnen; und zwar diese Massenbefehrungen durch Drohung und Gewalt zu erzwingen, nicht durch lange Ueberredungskünste den einzelnen Christen für den Uebertritt zu bearbeiten. Die Proselytenmacherei wurde gewiß am stärksten in den großen Staatsgefängnissen, in den Palästen der Sultane und reicher Würdenträger getrieben, wo ein Ausfall von einigen Hundert zum Islam übergetretener und damit frei gewor-

dener Sklaven nicht bedeutend in's Gewicht fiel. Dort aber wurde sicher weit öfter das Mittel einmaliger Drohung und Einschüchterung angewendet, als oft wiederholtes Zureden. Für religiöse Disputationen hatte der Moslem überhaupt wenig Neigung. Er war zu stolz, die Vorzüge seines Glaubens, von dessen Wahrheit er zu fest überzeugt war, lange zu vertheidigen. „Ließ sich der einzelne Türke durch heiligen Eifer für seine Religion oder durch persönliche Anhänglichkeit an einen Lieblingsklaven bestimmen, diesen zum Uebertritt aufzufordern, so geschah dies auf taktvolle Weise, die jedem eigentlichen Streite über die Vorzüge der beiderseitigen Religionen auszuweichen suchte. Der Eifer des Befehrs ging nicht leicht über die Grenzen des Schicklichen hinaus, und einmal abgewiesen kam er kaum zum zweitenmale.“

Außerliche Befehrsmittel zog der Moslem, wie gesagt, vor. Die Einen schreckte er durch Drohungen, die Andern lockte er durch glänzende Versprechungen, durch den Appell an Leidenschaft und Ehrgeiz. Und es macht fast den Eindruck, als haben die christlichen Schriftsteller auch aus dem Grunde die Leiden der Christenklaven mit so düstern Farben geschildert, um die Schande zu beschönigen und zu verhüllen, mit der das Renegatenthum den christlichen Namen bedeckt hat.

Je mehr man sich in den Schriften über diesen Gegenstand umsieht, um so mehr erschrickt man über die große Zahl von Apostaten nicht nur, sondern auch über die frivole Leichtfertigkeit, mit der sie ihren Glauben verleugnet haben. Zwar die Geschichte der Christenklaverei unter den muhamedanischen Völkern ist keineswegs arm an Beispielen des hochherzigsten Märtyrertums und der standhaftesten Glaubensstreue. Es liegt in dem einfachen, schlichten Glauben an die Lehren des Evangeliums eine wunderbare Kraft, die sich zu allen Zeiten, um mit der Sprache

der Theologie zu reden, unter Kreuz und Leiden am glorreichsten bewährt hat. Aber man hat sich fast ganz daran gewöhnt, diese Erscheinung als einen ausschließlichen und keine Ausnahme erleidenden Vorzug der christlichen Religion hinzustellen, während man alle Ursache hätte, den Blättern der Kirchengeschichte, die den christlichen Märtyrern gewidmet sind, auch diejenigen hinzuzufügen, welche die Schmach des Renegatenthums constatiren, und die Capitel der Religionsgeschichte, welche mit Schilderungen der Leiden und der Standhaftigkeit der Bekenner des Christenthums angefüllt sind, auch durch die Beispiele heroischer Glaubensstärke zu ergänzen, wie sie andern Religionen ebensowenig fehlen. Wenn man das Verhalten, welches Türken in christlicher Gefangenschaft, und welches die Mauren in Spanien unter christlicher Herrschaft bewiesen haben, mit dem Verhalten der Christensclaven unter den Moslemim vergleicht, so fällt dieser Vergleich nicht zu Gunsten der Christen aus. Obgleich man sich z. B. österreichischerseits in den Türkenkriegen die erdenklichste Mühe mit der Befehrung gefangener Türken gab, so endeten auch die eifrigsten Versuche selten genug mit dem erwünschten Erfolg, einen Türken für den Uebertritt zu gewinnen. Der beste Beweis dafür ist das Gepränge, mit dem man den Triumph in einzelnen glücklichen Fällen in Scene zu setzen nicht versäumte. Welche Mittel aber in Spanien zur Unterdrückung des Islam angewendet worden sind, ist bekannt. Vielleicht hat die Strenge der muhamedanischen Gesetzgebung viel dazu beigetragen, die Moslemim von der Verleugnung ihrer Religion zurückzuschrecken. Der Uebertritt ist mit dem Tode bedroht. Und wenn die Zahl der zum Christenthum übergetretenen gefangenen Türken in keinem Verhältniß steht zu der Zahl der Christensclaven, die den Islam annahmen, so darf man dabei freilich nicht vergessen, daß die Türken auch ungleich mehr Gefangene in ihren Kriegen zu



machen das Glück hatten, als die Christen. Aber es ist immerhin ein rühmliches Zeichen von der Anhänglichkeit der Türken an ihre Religion, wenn z. B. von 296 Gefangenen, die in den Kriegen von 1683—88 in bayrische Hände gerathen waren und in München mehrere Jahre im Gewahrsam sich befanden, nur zwei sich taufen ließen. Und die Mangelhaftigkeit ihrer Verpflegung hätte, wie es scheint, wohl den einen oder andern in Versuchung führen können, sich durch den Uebertritt ein besseres Dasein zu verschaffen. Wurde doch eines Tages höheren Orts zur Anzeige gebracht, daß von den in der churfürstlichen Fabrik verwendeten gefangenen Türken einige aus lauter Hunger schon seit 6 Tagen Gras gegessen hätten. Eine Klage, die sich bei näherer Untersuchung wenigstens als übertrieben, wenn auch nicht als ganz unbegründet erwies.

Freiwilliger Uebertritt von Türken in der eigenen Heimath kam kaum je einmal vor. An Versuchen, auch in Constantinopel und in den türkischen Ländern selbst Proselyten zu machen, ließ man es von christlicher Seite nicht fehlen. Die Mönche, welche als Erlöser in die muhamedanischen Länder reisten, wie die Prälaten, welche die Gesandten christlicher Mächte nach Constantinopel begleiteten, ja man kann sagen, das ganze Gesandtschaftspersonal, endlich die Mönche und Priester, welche ihre ständigen Klöster und Kirchen in der Türkei hatten — Alle trieben die Proselytenmacherei mit mehr oder weniger Eifer und Geschick. Man konnte nun einmal der Verlockung nicht widerstehen, sich durch die Errettung einer Seele von den Greueln des Islam ein ganz besonderes Verdienst zu erwerben, mit so großer Gefahr auch für die Apostaten wie für den Befehrer die Entdeckung verknüpft war. Die türkische Justiz verfuhr in solchen Fällen mit der eifernsten Strenge, und der unzeitige Eifer eines ungeschickten Missionars konnte unter Umständen in Verhandlungen von der bedeu-



tendsten Tragweite die beklagenswerthesten Störungen bringen. Es war ein förmlicher Schmuggel, den die Gesandtschaften, türkische wie christliche, organisiert hatten. Die österreichischen Gesandten in Constantinopel brachten es zwar selten dazu, türkische Apostaten mit nach Wien zu führen. Dagegen war die österreichische Gesandtschaft fortwährend der Schlupfwinkel und Zufluchtsort für entlaufene Christensclaven, und aus Mitleid mit den Unglücklichen mißbrauchten die Diplomaten das Recht der Unverletzlichkeit.

Die türkischen Gesandten dagegen warben in Wien tüchtige Handwerker, hübsche Knaben und schöne Mädchen, eine sichere Beute des Renegathums nach der Ankunft in der Türkei. Deswegen hatte man beiderseits eine polizeiliche Untersuchung an der Grenze angeordnet, der sich die Gesandten mit ihrem Gefolge unterziehen mußten. Ein württembergischer Hauptmann, der das Personal einer türkischen Gesandtschaft nach solchem Schmuggel zu untersuchen hatte, hatte richtig auf einem Kameel ein paar Knaben entdeckt, die ihm verdächtig vorkamen. Er hieß sie absteigen. Auf seine Frage, ob sie Christen seien, gab ihm der eine zur Antwort, er sei kein Christ, und auf die weitere Frage, was denn? er sei Lutheraner. Der schwäbische Hauptmann war selbst Protestant.

Die Lutheraner standen übrigens in der That bei den Türken in dem Rufe, ich weiß nicht ob mit Recht oder mit Unrecht, daß sie für Apostasie größere Neigung zeigten als die Katholiken. Die Moslemim glaubten, es hänge diese Erscheinung mit der Verwerfung des Bilderkultus zusammen. Unter den christlichen Nationen genossen den ehrenvollsten Ruf die griechisch-katholischen Russen: auch fortgesetzte Mißhandlung sei nicht im Stande, sie zum Abfall zu verleiten; zudem sollten sie die größte Gewandtheit im Entfliehen an den Tag legen. Nächst den Russen galten

die Ungarn für treue Christen. Ein Sprichwort sagte: kein Ungar wird Muselman. Je mehr er sich äußerlich dazu geneigt stellte, desto sicherer nahm man an, daß er bei nächster Gelegenheit ausreisen werde. Dagegen nahmen es die Croaten und Bosnier und die Griechen leichter.

Fromme Christen, die nach der Türkei oder in andere muhamedanische Länder kamen, hatten Anlaß genug zur Trauer über die Häufigkeit des Abfalls ihrer Glaubensgenossen, und besonders die Schriften der Ordensgeistlichen sind voll von solchen Klagen. Bei den Slaven konnte sich immer noch ein Gefühl des Mitleids dem der Mißbilligung heimischen, aber oft genug mußte man die bittersten Erfahrungen auch an freien Landsleuten machen. Die christlichen Gesandten waren keinen Tag sicher, ob ihnen nicht Leute von ihrem Gefolge davon liefen, und man that gut daran, den Tag nicht vor dem Abend zu loben. Herr v. Driesch hatte es als ein besonderes Glück gerühmt, daß aus dem Gefolge des Grafen Birmondt während des ganzen Aufenthalts in Constantinopel kein einziger untreu geworden sei. Da entläuft wirklich noch in den letzten Tagen ein Koch, und alles Zureden ist vergeblich, ihn zu bewegen, daß er den Träumen von einer glänzenden Türkenlaufbahn entsage. Einzelne Renegaten trieben es in der Frechheit so weit, daß sie sich ihres Abfalls nicht nur offen vor ihren Landsleuten rühmten, über das Gefühl des Heimweh's und der Anhänglichkeit an Weib und Kind zu Hause lustig machten, sondern daß sie gar den Gesandten ihrer früheren Heimath um Verwendung beim Großvezier ansprachen, damit sie desto schneller ihr Glück machten. Auch solche Fälle kamen vor, daß Gefangene Jahre lang jeder Versuchung zum Abfall widerstanden und schließlich doch noch dem erträglicheren Dasein zu Lieb, sich dazu bewegen ließen. So erzählt Gerlach von einem deutschen Drechs-

ler, der erst nach 10 jähriger Gefangenschaft übertrat, obgleich er zum Lohn dafür nur wenige Groschen täglich mehr verdiente. Oft genug sahen sich die Renegaten in ihren Erwartungen bitter getäuscht. Die Muhamedaner selbst hegten ein unbefiegbares Mißtrauen gegen sie und verfolgten, wo sie konnten, die ihnen verhaßten und ihnen selbst in den Weg tretenden Emporkömmlinge. Einzelne Apostaten haben sich allerdings glänzende Stellungen im türkischen Heere und in den höchsten Staatsämtern errungen. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Blick in den Artikel „Renegaten“ im Register zu Hammers Geschichte des Osmanischen Reichs werfen. Die Achtung der Moslemim besaß der Renegat nicht. Was man ihm vor Allem vorwarf, war ein schrankenloser, vor dem schlechtesten Mittel zu seiner Befriedigung nicht zurückschreckender Ehrgeiz. Schlechte Christen, seien sie noch schlechtere Moslemim, der einen wie der anderen Religion feind. Ihr Gott sei nur der Raub, und was sie mit der einen Hand der Pforte geben, das nehmen sie ihr wieder mit zweien.

Sch habe oben der freien Religionsübung erwähnt, die den Christensclaven in den muhamedanischen Staaten vergönnt war. Wahrscheinlich nicht an allen Orten und zu allen Zeiten. Aber immerhin zu einer Zeit, in der in Spanien den Mauren noch die Wahl blieb zwischen dem Tode oder dem Besuch der Messe, hatten die Christensclaven in Constantinopel ihre Kapellen, ihre Priester und ihre christlichen Feste. In den größeren Gefängnissen waren Kapellen für den christlichen Gottesdienst eingerichtet, und den unglücklichen Galeerensclaven ließ man wenigstens den Trost beichtväterlichen Zuspruchs, den auf den Staatsgaleeren eigene Priester erteilten. An Ostern und Weihnachten hatten die Gefangenen freien Gang, durften einander gegenseitig besuchen und mit einander zechen.

(859)

Gerlach beschreibet einen Besuch, den er im Jahre 1578 bei den Slaven des Sultans machte, folgendermaßen:

„Den 17. Mai bin ich in des Türkischen Kayfers Gefängnis an dem Arsenal gewesen. Die ist rings mit einer Mauren umgeben. Die obere Mauer gegen dem Land hat einen Umbgang, darauff man die ganze Nacht Wacht hält, daß die Slaven nicht aufbrechen. Innerhalb der Mauren ist ein großer Platz, da die Gefangene Seegel machen und andern Zeug, der zu den Galleen gehört.

Und da stehen zwey Häuser, in dem einen sind die Kranken, das sie S. Paul nennen, darinnen ist es wie eine Bühne aufgeschlagen, mehr als einer Ehlen hoch von der Erden, darauff einem jeden sein Stettlein bereitet ist, da er sein Gewand hat, sitzet, liget und schläffet. Es sind auch da ihre Balbierer (Chirurgen), so Christen, und der Kranken warten. Viel aber unter ihnen nehmen sich nur einer Krankheit an, daß er sie der gemeinen Arbeit erlasse, damit sie etwas für sich schaffen mögen. Sie haben auch da ihre ehgne Capelle, von dem andern Platz mit einem Gegitter unterschieden.

Ein Gefangener Mönch lisset Ihnen alle Frey- und Sonn- auch Feiertage darinnen eine Meß, dazu haben sie ihren Kelch, Meßgewand, Kerzen, Altäre und Bilder. Zu gewisser Zeit, als am Sonnabend Abend, träget der Mönch das Crucifix auff der Bühne herumb, das ein jeder küssen muß. Neulich soll ein Ungar nicht gegen demselben auffgestanden seyn, noch seinen Hut abgezogen haben, dem der Mönch solches in das Gesicht gestossen. Alle Monat bezahlet man die Gefangenen und giebet ihnen 15, zuweilen auch 30 Asper, davon ein jeder dem Mönch ein Asper, auch, wann sie beichten, ihm etwas geben muß: Item wann er Meß hält, giebet wer da wil, 1 Asper oder etliche Mangur. Man giebet auch einem jeden etwas Wein, und sein Brot. — Sonsten

(860)



ist das Haus formiret wie eine Scheune, darvor sitzen die Verwundte Gefangenen. In dem andern Hause sind die Gefunden in grosser Anzahl, ihrer etwan zweytausend weniger oder mehr. Darinnen zwey große Bühnen ob einander auffgeschlagen, wie bey uns die Aepfel- oder Obsthurten in den Kellern, darauff sie des Nachts liegen und schlaffen, darneben viel kleine verschlossene Kämmerlein, darinnen andere schlaffen, und zwischen diesen Kämmerlein lange Gänge, daß man zu ihren Thüren kommen kann, und wird die Haupt-Pforten von etlichen Türcken verwahret.

Es ist auch über alle Gefangene ein ander gefangener Christ gesetzt, den sie einen Schreiber nennen, welchen sie alle ehren, fürchten und ihm gehorsam seyn müssen. Zu dieser Zeit ist es ein Spanier, mit Namen Campo. Dieser hat uns gar ansehnlich empfangen, uns bald in einer Viertel Stunde 6, 7 Trachten von Fleisch, Fischen u. s. w. auffgetragen, guten Wein gegeben und Confect auffgesetzt, und auch ein Music gebracht von drey Fiolen und einem Instrument, darzu einer gesungen, und fassé der Mönch, so das Instrument schlug, auch bey uns. Und weil eben heut der Pfingst-Sonnabend war, hatten sie Ihr andere Capell schön zugerichtet, und das Gegitter mit Rosen, Lorbeersträuchern und andern wohlriechenden Kräutern gezieret. Kein Türck darff ihnen einigen überlast darinnen anthun.

... Der Schreiber in den Gefängnissen wird reich. Dann die Slaven, so etwas arbeiten können, und Geld verdienen, die verehren ihn, daß er sie nicht an die gemeine Arbeit treibet: sondern sie darinnen bleiben läffet. So treibet er auch die Wirthschafft darinnen, davon er grossen Nutzen hat. Dann Er kauft Wein, Brodt, Fleisch, und schier alles, was einer nur begehret, ein, und verkaufft es hernach etwas theuers, als sonst. Wer dann Geld hat, der isset, trincket, spielet u. s. w."

Selbst die confessionellen Zänkereien fanden in den Gefängnissen Eingang. Die Italiener und Spanier, überhaupt die eifrigen Katholiken, lagen mit den Deutschen und Ungarn in beständigem Hader, wenn diese an den Feiertagen und in der Fastenzeit Fleisch aßen.

Die Ehe war den Christensclaven untereinander gestattet; die Kinder aber, die solchen Ehen entsprossen, wurden im Islam erzogen. Die Janitscharen wurden bekanntlich aus den in der Sklaverei gebornen Söhnen der Christen hauptsächlich recrutirt. Viele Sklaven verzichteten deshalb aus Frömmigkeit auf die Ehe. Andere taufte ihre Kinder heimlich. Das Letztere geschah auch von Renegaten in Umwandlungen von Neue. Ein Mädchen aus Cypern hatte ein Kind geboren, taufte es und gab ihm den Tod, damit es nicht Türke werden müsse.

Viele Renegaten entflohen nach längerem Aufenthalt in der Türkei reuig in die Heimath oder zu den gerade in der Türkei weilenden christlichen Gesandten. Sie seien nothgedrungen Türken geworden, aber im Herzen immer gute Christen geblieben, lautete ihre immer wiederkehrende Versicherung. Einer und derselbe konnte dabei mehrfache Wandlungen durchmachen: ein geborener Lutheraner, der Türke geworden und unter die Janitscharen gerathen war, trat in Wien schließlich zur katholischen Kirche über.

Es mag mir gestattet sein, noch einige Worte über die Thätigkeit der Ordensgeistlichen und über die sonstigen Maßregeln zur Loskaufung christlicher Gefangenen zu sagen, so weit auch hier religiöse und confessionelle Einflüsse fördernd oder hemmend eingewirkt haben. Auch dies Capitel der Culturgeschichte ist ebenso reich an Beispielen der aufopferndsten Hingebung und der größten Charakterstärke, wie der engherzigsten Vorurtheile und des verderblichsten Fanatismus. Die In-

stitution, welche die Stifter des Trinitarier- und Mercenarierordens ins Leben riefen, ist eine der schönsten Blüthen des kirchlichen Geistes des Mittelalters. Der Islam weist keine derartige Anstalt auf. Er überließ im Allgemeinen seine Gefangenen ächt fatalistisch ihrem Schicksal. Die Pflichttreue, mit der die frommen Mönche lange Zeit, unter steter Lebensgefahr, ihren bei den Moslemim verdächtigen und verhassten Beruf ausübten, hat Hunderttausenden gefangener Christen Leben und Freiheit gerettet. Nicht wenige der Redemptoren starben den Märtyrertod, viele blieben statt der gefangenen Mitchristen in der Slaverei zurück. Aber von dem allgemeinen Verfall des Mönchthums blieben auch diese beiden Orden nicht verschont, und in ihre Thätigkeit in Erlösung der Gefangenen mischten sich mit der Zeit so beklagenswerthe Mißgriffe, daß ihr Verdienst dadurch wesentlich abgeschwächt wurde. Auch die Hilfe, welche den Trinitariern und Mercenariern von andern Ordensgeistlichen und sonst von Priestern und Laien in ihrem Werke zu Theil wurde, hatte so oft nur den Erfolg, den gefangenen Christen ihre Lage zu erschweren, statt zu erleichtern, oder das hochernste Werk, dem man das Leben widmete und für das die Christenheit ansehnliche Mittel zusammensteuerte, in's Lächerliche zu ziehen.

Confessionelle und landsmannschaftliche Engherzigkeit spielte bald genug eine große Rolle bei der Loskaufung der Gefangenen. Zwar die Trinitarier und Mercenarier beschränkten grundsätzlich ihre Thätigkeit nicht auf die Katholiken. Satis erat, sagt einer ihrer Geschichtschreiber, caesarei militis nomen prae se tulisse. Aber in der Ausführung kam es doch auf confessionelle Bevorzugung der Katholiken hinaus. Dazu kam die gleich schlimme Rücksicht auf die nationalen Unterschiede. Der Franzose wollte vor Allem oder nur Franzosen, der Spanier nur Spanier, der Deutsche

nur Deutsche loskaufen. Auf das Mittel, gefangene Türken in der Heimath anzukaufen, um diese gegen gefangene Christen in der Türkei umzuwechseln, verzichtete man, neben anderen Gründen, auch deswegen, weil man nicht sicher sein könne, ob nicht einer der gekauften Türken zum Christenthum übertreten würde, so daß das Geld umsonst ausgegeben wäre.

Hatte man auf den Redemptionsreisen unter den gefangenen Christen auch Lutheraner und Calvinisten losgekauft, dann veräumte man nicht, die Kunst im Proselytenmachen zu erproben. Einer der Mönche trieb es einmal, wie es scheint, etwas gar zu weit, und es kam zu einem förmlichen Aufruhr unter seinen Schülern. Die höchste Freude, die der Redemptor erleben konnte, bestand doch immer darin, wenn er unter der Schaar der Erlösten, die in feierlicher Prozession wie im Triumphe in den christlichen Städten eingeholt zu werden pflegten, auch etliche zwanzig aufweisen konnte, die er nicht nur von dem Elend leiblicher Slaverie errettet hatte, sondern die ihm auch die Befehrung von den verderblichen Irrthümern des Lutheranismus oder Calvinismus zu danken hatten. Aecht mönchisch war auch die Befriedigung, mit der man, wenn sich etwa schwangere Frauen unter den Losgekauften befanden, die Kinder im Mutterleib zählte, deren Seelen den Greueln des Islam entrissen worden waren.

Die allgemeine Anschauungsweise ist am besten gekennzeichnet durch eine Anekdote, die der fromme Herr v. Driesch von dem ersten Gesandtschaftsprälaten, dem Abte Grafen v. Schrattenbach, erzählt: „Es hat sich dieses Hochgebohrnen und Christmildesten Abts Liebe nicht allein mit Erlösung der Gefangenen vergnügen lassen, sondern ist noch weiter gegangen, und hat mit den äußerlichen Liebes-Verken die innerlichen verknüpft; und welcher Leiber er von den schwehren Ketten erlößt, deren Gemüth hat er gleich-

(864)



falls in Freyheit zu setzen gesucht, wenn es von Irrthum und falscher Lehre gefesselt gewesen. Er hat unter andern einen siebenjährigen überaus wolgestalteten Knaben gekauft, und ihn nicht allein im Glauben unterrichtet, das Creutz machen und Beten lernen, sondern nebst diesen ihm gleich Anfangs einen solchen unverföhnlichen Haß wider alle Uncatholische Lehr eingeflößt, daß, wenn der Knab des Luthers, Calvin und Mahomets Namen nur nennen hörte, er ganz ungehalten den Kopf darüber schüttelte, ausporzte, und in seiner lieben Unschuld sehr ungehörig den Fuß wider die Erden stöße, worüber wir oft selbst lachen müssen." In so kindlich naiver Weise betrieb selbst ein hoher Würdenträger das Missioniren, wie eine Art vornehmer Lieblingsunterhaltung in der Längeweile des eben nicht sehr angenehmen Aufenthaltes in Constantinopel.

Blieb das Missioniren auf Lutheraner und Calvinisten beschränkt, so war dies immerhin eine unschuldige und unschädliche Sache, um die sich die Türken nichts kümmerten und die auf die noch gefangenen Christen keine schlimme Rückwirkung ausüben konnte. Aber so heilsame Selbstbeschränkung legte man sich nicht auf. Waren einzelne übereifrige Katholiken schon in den muhamedanischen Ländern selbst unvorsichtig genug in der Sucht, Türken zu bekehren, so vergaß man vollends zu Hause alle Klugheit und Rücksicht, die man aus Mitleid mit den gefangenen Glaubensgenossen und Landsleuten zu beobachten schuldig gewesen wäre.

Die unglückseligen Folgen einer blinden Bekehrungswuth erfuhren, um nur ein Beispiel anzuführen, drei spanische Redemptoren, die im Jahre 1668 in den Berberstaaten christliche Gefangene loskaufen wollten. Der eine der Redemptoren starb in der Fremde, das ganze Redemptionsgeschäft war in Gefahr, und Hunderte gefangener Christen sahen sich in ihrer Hoffnung auf

endliche Erlösung getäuscht. Die Redemptoren hatten, nachdem sie unter unsäglichen Mühen und Beschwerden wiederholte Reisen ins Innere des Landes hatten machen müssen, endlich die Erlaubniß erwirkt, die in Tetuan befindlichen Christen loskaufen zu dürfen. Da kommt plötzlich, als schon die Vorkehrungen zur nahen Abreise getroffen werden sollen, ein Maure von Gibraltar zurück, der dort mit seiner Frau und einer neunjährigen Tochter in christlicher Gefangenschaft einige Zeit gelebt hatte. Er hatte die Mittel zusammengebracht, um sich und die Seinigen loszukaufen, und war im Begriff gewesen von Gibraltar abzureisen. Da erscheint am Tage vor seiner Abreise ein Beamter der Inquisition bei ihm, um ihm anzukündigen, daß er seine Tochter zurücklassen müsse. Man habe in Erfahrung gebracht, daß die kleine Maurin in frommer Zuneigung zum christlichen Glauben des öfteren die heilige Taufe in Gegenwart ihrer Eltern begehrt habe, obgleich diese dem Mädchen mit Züchtigung gedroht hätten. In der That half alles Bitten des Mauren nichts. Er mußte mit seiner Frau allein Gibraltar verlassen. Es läßt sich denken, welche Erbitterung die Klagen des seines Kindes beraubten Vaters in Tetuan hervorriefen. Vergebens waren, Angesichts solcher Thatsachen, alle Beteuerungen der Ordensgeistlichen, in Spanien werde Niemand mit Gewalt zur Annahme des Christenthums gezwungen, also könne das Mädchen aus keinem andern Grunde zurückbehalten worden sein, als weil es aus freien Stücken die Aufnahme in die christliche Kirche verlangt habe. Wirklich hatten auch alle Schritte, die man that, um die christlichen Behörden zur Herausgabe der kleinen Maurin zu veranlassen, keinen Erfolg. Mehrere Abordnungen wurden nach Gibraltar geschickt. Aber das Einzige, was sie erreichen konnten, war, daß man dort eine verächtliche Scheincomödie aufführte und feststellen ließ, wie das Mädchen vor

(86)

Zeugen seinen freiwilligen Entschluß, Christin zu werden, ausgesprochen habe. Mit dem Kinde allein zu reden, wurde den abgeschickten Mauren verweigert. Redemptoren und Christensclaven, die drüben in Afrika für die Frivolität dieser Bekehrungswuth büßen mußten, ließ man lieber im Stiche, nur um nicht auf den Triumph verzichten zu müssen, daß man der alleinseligmachenden Kirche eine Seele weiter zugeführt hatte.

Das Recht der Repressalien war es überhaupt so häufig, was den armen Christensclaven eine Verschlimmerung ihres Looses brachte. Gerade die nemlichen Redemptoren hatten bei dem damaligen Beherrscher der Berberstaaten, einem jener abenteuernden Emporkömmlinge, die durch eine blutige Schreckensherrschaft den angemakten Thron zu behaupten suchten, die übliche ungnädig-rohe Aufnahme gefunden. Er habe in Erfahrung gebracht, fuhr sie der Berberfürst an, daß man gegen die Mauren in Spanien mit der unmenschlichsten Grausamkeit wüthe. Nicht blos die Lebenden werden mit den ausgesuchtesten Martern gepeinigt, sondern mit viehischer Wuth werfe man die todten Leichname den Hunden zum Verzehren vor. Erweisen sich diese Gerüchte als wahr, dann werde er das Recht der Wiedervergeltung mit fürchterlicher Strenge üben. — Beruhten solche Anklagen auch zum großen Theile auf ungerechter Verläumdung, ganz aus der Luft gegriffen waren sie nicht. In allen den zahlreichen Schriften aber, welche die Ordensgeistlichen über das Werk der Erlösung von Christensclaven, geschrieben haben, läßt sich neben den immerwährenden Klagen über die Grausamkeit der Türken gegen die Christensclaven, niemals eine Stimme vernehmen, welche den eigenen Landsleuten und Glaubensgenossen die Unmenschlichkeit und Verwerflichkeit ihres Treibens vorgehalten und sie daran er-

innert hätte, wie viel Schuld an dem unglücklichen Loos der Gefangenen ihnen selbst zur Last fiel.

Jene Mönche haben eben der Beseitigung einer Form der Slaverie nach bestem Wissen und mit achtungswerther Pflichttreue gedient, so weit sie selbst die Fähigkeit dazu besaßen, so weit sie nicht selbst Sklaven waren der religiösen Vorurtheile.







D Flb 752

ULB Halle

3/1

001 172 794



